

DIE BLINDHEIT DES GEOFFROY SAINT-HILAIRE

Aufrecht wie ein Schilfrohr saß er und schaute in den blassen Himmel über der Stadt. Saß so mühelos auf der Bank aus Eisen, als sei das die Haltung, die dem Menschen angeboren ist: mit zurückgelegtem Kopf das Gesicht in den Himmel zu halten. Stundenlang konnte er so dasitzen. Irgendetwas sah er dort oben.

Er heißt Atir.

Atir, und wie weiter? Nichts weiter. Kein Nachname überliefert, man wird ihm keinen gegeben haben. Stammte aus Sannar, einer Sklavenstadt am Blauen Nil. Dort tragen sie die Geschichte ihrer nie endenden Gefangenschaft auf der einen Schulter. Auf der anderen den Korb mit getrocknetem Kameldung. Nachnamen tragen sie nicht.

Es ist noch Nacht, wenn Atir sich auf die eiserne Bank setzt. Er blickt in die Dunkelheit. Wenn der Morgen kommt, hat er den Kopf nicht bewegt.

Und warum sollte er ihn dann jetzt bewegen, wo der alte Hilaire in den Garten geführt wird, in den *jardin du roi* der Stadt Paris. *Jardin du roi*, so hieß dieser Garten schon vor der Revolution. Eine kurze, atemlose Zeit lang war er der *jardin des plantes*, der Garten für die Pflanzen gewesen, und nicht mehr der Garten für den König. Aber in diesem Jahr 1840 ist die Wut aufgebraucht. Der Garten hat seinen alten Namen zurückbekommen. Die Zeit, während der er der *jardin des plantes* war, reichte gerade dafür, eine Revolution zu machen. Und sie wieder zu verlieren. Jetzt haben sie ihm seinen alten Namen zurückgegeben. Gegen ein mäßiges Entgelt können die Bewohner der Stadt Paris den Garten betreten. Sie tun es selten in diesem Sommer.

War es so, dass die Stadt starb, als die alten Namen wieder von ihr Besitz ergriffen? Die Straßen unter dem weißen Augusthimmel waren leer, und die Bäckerläden rochen nach kaltem Wasser. Die

Fensterläden verschlossen. Die Bewohner fortgezogen, sie kommen erst wieder zurück, wenn es Zeit ist, sich im alten Kinderzimmer ein letztes Mal auf das harte Bett zu legen.

Nur der *jardin* mit seinen fremden Pflanzen und wilden Tieren, der schien noch ein paar Mal Luft zu holen.

Der junge Charcot, der Hilaire in den Garten führte, schob den alten Mann auf die Bank neben Atir, setzte sich dann an seine Seite. Legte Hilaire den Lederkoffer in den Schoß. Étienne Geoffroy Saint-Hilaire, so heißt der alte Mann. Professor für Vierfüßler, Meeres-säuger, Flughunde, Reptilien und die Fische des Salz- sowie des Süßwassers im Naturkundemuseum des *jardin du roi*. Ein umfassender Beruf, könnte man sagen. Der alte Mann hatte es darin zu etwas gebracht.

Aber er hatte aufhören müssen, mit dem Sehen ging es immer schlechter. Die Welten unter dem Mikroskop verschwammen ihm, und er konnte das Grinsen im Gesicht seiner zahlreichen Gegner nicht mehr erkennen. »Hilaire schwadroniert von seinen gestrigen Verdiensten, wir wissen: Es sind die heutigen Irrtümer.« Wie will man da arbeiten.

Hilaire ging nicht mehr in sein Labor im Naturkundemuseum. Saß lieber unter der Jacaranda neben Atir und schaute blicklos in die Tage. An Atir konnte man stundenlang hinreden, ohne eine Antwort zu bekommen. Ebenso gut konnte man an ihn hin schweigen, es machte keinen großen Unterschied und war ganz gut so, fand Hilaire. Wenn er wirklich einmal redete, verschluckte Atir Silben. Aus dem ›d‹ und dem ›p‹ machte er silbrige Klicklaute. Auch aus anderen Konsonanten, die gab es nur in seinem Alphabet.

Da sitzen sie – Atir, den Kopf in den Nacken gelegt, der alte Mann Hilaire, eine milchige Haut ist über seine Augäpfel gezogen. Und der junge Charcot. Der sollte um diese Zeit eigentlich in der Schule sein, *Lycée Louis Le Grand*. Dort wird man was. Doch lieber ist er

hier. Hoffte darauf, dass der alte Mann von den vielen menschlichen Missbildungen erzählt, die er untersucht, von all den Leichen, die er aufgeschnitten hat. Wo das Gemüt, die Seele, die Furcht und die Gier sich im menschlichen Körper verbergen, das fesselte den fünfzehnjährigen Charcot. Er sollte sein ganzes Leben mit der Suche danach verbringen.

Wenn Charcot Hilaire in den Garten führt, sitzt Atir nicht allein auf der eisernen Bank unter der Jacaranda. Immer sind da noch drei oder vier Männer, schwarz wie Atir oder braun. Vielleicht sind es Tierwärter oder Gärtner, Labordiener, irgendetwas in der Art. Der junge Charcot begreift nicht, warum sie flüstern, als wäre die Nacht noch nicht herum. Versteht doch eh keiner ihre klickende Sprache. Sie schauen ihn und den alten Hilaire feindselig an, dann stehen sie auf und gehen davon. Ihre Schritte hört man nicht, sind sie vielleicht barfuß? Merkwürdig. Welche Heimlichkeiten kann der Wärter eines Gürteltiers, einer Mönchsgrasmücke von mir aus oder eines Nashorns denn schon haben. Oder einer, der den Buchsbaum zu geraden Mauern schneidet.

Hilaire bemerkt Atirs Kameraden nie, dafür ist er viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Kameraden, so nennen sie sich untereinander. Das hat Charcot einmal gehört, das einzige französische Wort, das sie zu kennen scheinen, *camarade*, da waren sie schon im Gehen, verabschiedeten sich mit diesem Wort. Wahrscheinlich weiß Hilaire überhaupt nicht, dass sie da sind. Er glaubt wohl, dass Atir die ganze Zeit alleine dort auf der Bank sitzt. Atir, der zu Zarafa gehört. Irgendwann muss Hilaires Welt auf ihn selbst und Zarafa und den störrischen Schatten Atirs zusammengeschrumpft sein.

»Ich war gestern bei Desmarres«, sagte Hilaire jetzt anstelle einer Begrüßung. Von höflichen Floskeln hatte er nie viel gehalten. Dabei rutschten seine stumpfen Augäpfel zu den Käfigen hin, in denen die Tiere gefangen gehalten wurden.

»Desmarres sagt, heute Abend ist es vorbei. Heute noch, und dann sehe ich nichts mehr. Nichts, Atir, gar nichts. Dann bin ich blind. Nicht einmal mehr meine Schatten.«

Atir schaute wortlos in den Himmel. Was kann man sagen, wenn ein alter Mann am Abend blind sein wird.

Hinter der eisernen Bank, auf der die drei saßen, wuchs ein Jacaranda-Baum. Jussieu hatte ihn noch vor seinem Tod pflanzen lassen, obwohl es der Jacaranda hier im Winter zu kalt und im Sommer zu regnerisch sein musste. Jussieu hatte diesen besinnungslos blühenden Baum geliebt. Hatte Röhren zwischen seine Wurzeln legen lassen, sie mussten im Winter mit warmem Wasser gefüllt werden. Man möge ihn freundlicher Weise nicht darüber belehren, pflegte Jussieu zu sagen, dass die Pflanzen sich von den Tieren dadurch unterscheiden, dass die Pflanzen nicht weglaufen können. So bleibt ihnen nichts, als tapfer stehen zu bleiben. Und im Stehen müssen sie sich verteidigen, das erklärt ihre Eigentümlichkeiten, er wisse das. Aber jedes Mal, wenn er die Jacaranda anschaue, schon wahr, sie gehöre nicht hierher in die grauen Wetter von Paris, denen sie nun nicht davonlaufen könne, dann zweifle er, ob das mit dem Stehenbleiben wirklich für alle Pflanzen gelte. Für ihn sehe es jedenfalls so aus, als sei die Jacaranda ständig im Begriff, mit einem blühenden Lächeln davonzulaufen. Bestimmt bliebe die Leichtfüßige nur sei-netwegen im *jardin*.

Jetzt im August war die Jacaranda lang verblüht. Zwischen ihren Zweigen hindurch blickte Atir in den Himmel. Auf seinem Gesicht sah man den Schatten der Jacaranda nicht. Seine Haut war schwarz, so schwarz dass, eigentlich war sie blau.

Atir zog einen Kamm unter seinem Hemd hervor, zog ihn durchs Haar.

»Du musst mir helfen, Atir.« Hilaires Stimme war rau. »Die Welt hat sich mir schon so lange entzogen. Nur meine Schatten sind mir

geblieben, das weißt du. Nicht die auch noch verlieren, irgendetwas muss mir doch bleiben. Desmarres sagt, es ist aus, er kann nichts für mich tun. Jemand hat in Nôtre Dame eine Kerze für mich angezündet. Wenn ich nichts mehr sehe, und habe niemanden außer dem jungen Charcot hier, der mich auf die Bank führt, da kann ich gleich in die Grube steigen. Heute schaffe ich das noch ohne Hilfe. Morgen wird mich schon einer an die Hand nehmen müssen dafür.«

Es war so, dass Hilaire seit langem nur noch Schatten sah. Er hatte geglaubt, dabei werde es bleiben, immerhin Schatten, man lernt ja, damit umzugehen. Weicht man der Begegnung mit Neuem sorgfältig aus, kommt man zurecht. Oft hatte er Atir erzählt, was er mit hinübernehmen wollte in die Dunkelheit. Welche Erinnerung, welches Bild, welche Buchseite, welche Farbe. Aber das war doch nicht ernsthaft gewesen. Mehr wie ein Spiel, das den Dingen des Lebens Reihenfolge und Ordnung geben sollte. Was war wichtig, was unwichtig. Jetzt war diese grauenvolle Finsternis wirklich. Sie würde morgen auf ihn kommen.

Wie kam Hilaire darauf, dass Atir ihm helfen könnte? Ein Eingeborener aus dem Sudan, der nichts gelernt hatte, als mühelos wie ein Schilfrohr aufrecht zu sitzen und mit zurückgelegtem Kopf in den Himmel zu starren. Wo Desmarres, der berühmteste Augenarzt Frankreichs, keinen Rat mehr wusste. Hilaire kannte den Wärter Atir seit Jahren. Die beiden, der Professor für unbekannte Tiere und der Wärter für ein einziges Tier, verbrachten die Vormittage nebeneinander auf der Bank unter der Jacaranda. Der eine rollte seine stumpfen Augäpfel in Richtung der Käfige. Der andere hielt das Gesicht in den Himmel. Manchmal redete Hilaire über die Vergangenheit. Atir redete fast nie.

Hinter ihren Käfigstäben erwachten die Tiere. Im *jardin du roi* schlafen sie länger als ihre Verwandten in Freiheit. Gittertüren wurden aufgeschlossen. Die Wärter schleppten Körbe mit Fleisch hin-

ein. Hilaire selbst war es gewesen, der vor Jahren die ersten Tiere in den *jardin* gebracht hatte. Vergessen, wie das meiste von dem, was er geleistet hatte. Später würde sein Sohn berichten:

»Nach dem 10. August 1792 wurde die Menagerie des Königs in Versailles geplündert. Ein wunderschönes Dromedar, mehrere kleine Vierfüßler und eine große Anzahl von Vögeln wurden entweder aufgeessen oder geschunden. Nur fünf Tiere, darunter ein indisches Nashorn und ein Löwe, entkamen dem Gemetzel. Doch sie gehörten unglücklicherweise wie die anderen Tiere auch dem König und wurden deshalb als Erinnerungsstücke der Tyrannei betrachtet. Sie waren überdies nutzlos, mussten gefüttert werden und waren eine Gefahr für die Stadt. Daher wurde ihr Tod beschlossen.«

Entgegen diesem Beschluss hatte Hilaire die letzten wilden Tiere vor der Wut der Fischverkäuferinnen und dem Hunger der Tagelöhner in den *jardin* geschafft. Er hätte selber nicht sagen können, warum er das tat. Widersetzlich war er nicht. Und dass die Menschen essen müssen, das verstand er. Wenn es keine Schweine und Hühner mehr gibt, dann müssen eben die Panther und Pfauen gekocht werden. Jetzt waren die Tiere froh, wenn das Auftauchen der Wärter mit Fleisch, rohen Kartoffeln oder Blättern bewies, ihr letzter Tag war noch nicht gekommen.

»Atir, verdammt, ich brauche deine Hilfe. Muss ich erst vor dieser Bank auf meine alten Knie gehen, damit der Herr mir zuhört? Ich sehe nichts mehr, nur noch bis heute Abend. Dich sehe ich nicht, unseren Schüler Charcot hier nicht, Paris nicht, Zarafa nicht, vor allem Zarafa nicht mehr. Hör mir endlich zu, du Vieh. Hör mir bitte zu und hilf mir.«

Welche Hilfe mag Hilaire von dem Schwarzen erwartet haben? Der Zufall hatte die beiden nebeneinander auf die Bank gegenüber der Rotunde im *jardin* gesetzt. Sie hatten sich nichts zu sagen, und, sieht man von Zarafa ab, kein anderes Interesse aneinander als die

eigene Verlassenheit. Sie saßen jeden Morgen unter der Jacaranda und warteten. War es Mittag geworden, kam Hilaire Diener und holte ihn wieder ab. Welchen Grund hätte der schwarze Tierwärter gehabt, Hilaire, diesem von aller Welt vergessenen Wissenschaftler, zu helfen? Und: Was versteht ein Tierwärter vom Sehen?

Tatsache ist, dass Atir dem alten Hilaire früher durchaus schon geholfen hatte. Auf unaussprechliche Art hatte er geholfen, ohne es selber zu wissen und bestimmt, ohne es zu wollen. Sudanesischer Magie. Die wirkt am zuverlässigsten, wenn man nicht daran glaubt. Ein aufgeklärter Naturwissenschaftler kann darüber höchstens lachen. Trotzdem. Die Zauberei hatte Hilaire Erleichterung verschafft für die Brechhaftigkeit des Alters.

Da war diese Sache mit dem Harnverhalt, ein peinliches und schmerzhaftes Leiden. Wenn man Hilaire nicht mehrmals am Tag mit einem Katheter Erleichterung verschaffte, käme es zu einer Urinvergiftung. Er wusste selbst nicht, warum er Atir davon erzählt hatte. Was ging den blauschwarzen Silberneser ein fremder Harnverhalt an. Irgendwann später hatte Atir einen Zweig der Jacaranda abgebrochen und gedankenlos daran herumgeschnitzt. Am Ende sah das Stück Jacarandaholz aus wie eine Rinne. Er hatte dieses Holzstück ohne ein erklärendes Wort auf der Bank liegen gelassen, vergessen vielleicht. Hilaire, er wusste nicht, warum eigentlich, steckte das Holzstück ein, dachte nicht mehr daran. Aber, merkwürdig, mit dem Harnverhalt war es seither besser. Manchmal brauchte er den ganzen Tag keinen Katheter. Er hatte Atir nichts davon gesagt.

»Kannst du einmal aufhören mit diesem nervtötenden Haarekämmen«, – Hilaire wird kaum gesehen haben, dass Atir sich kämmte, vielleicht erkannte er das Geräusch, mit dem Atir den Kamm durch sein störrisches Haar zerrte – »und mir einmal im Leben eine Antwort geben? Bitte, Atir, hilf mir doch.«

Atir schwieg.

Später sagte er: »Desmarres hilft nicht. Die berühmten Kollegen helfen nicht. Die Beichtväter von Nôtre Dame wissen nichts. Was soll Atir wissen, der dumme Schwarze. Hat Lesen und Schreiben nicht gelernt. Hat gelernt, wie man auf eine Giraffe aufpasst, sonst nichts. Und wenn er helfen könnte – warum sollte er es tun? Da sitzt einer jeden Tag neben einem auf der Bank aus Eisen. Er füllt Atirs Ohren mit seinem Leben. Muss Atir deswegen sein Freund sein? Ist Atir ihm etwas schuldig für seine Erinnerungen? Das möchte man schon wissen. Er hat doch nie danach gefragt.«

Eine Antwort war das nicht. Atir gab selten eine Antwort. Am ehesten war es ja noch ein Nein.

Es ist auch nicht ausgeschlossen, dass Atir einfach zu müde zum Antworten war. Die Nächte erschöpften ihn. Manchmal wünschte er sich längere Tage, damit sein Körper sich erholen konnte von den Begierden irgendeiner Aurélie oder Éloïse. Die Damen der Pariser Gesellschaft hatten die schöne Zarafa vergessen. Den schwarzblauen Wilden Atir hatten sie nicht vergessen. Ganz und gar nicht. Wenn er vor Morgengrauen in den *jardin* zurückkehrte, wusste er nicht, wen er mehr verabscheute, sich selber oder die verschwitzten, milchweißen Körper. Im *jardin* warteten dann schon die Kameraden mit ihren Plänen auf ihn. Wüste, hirnrissige Pläne. Fieberträume, die abgewogen, erörtert und verbessert werden wollten. Schwer zu entscheiden, ob Atir so viel schwieg, weil er tiefe, sudanesishe Gedanken dachte. Oder weil er unausgeschlafen war. Ständig musste er sich den Schlaf aus den Haaren kämmen. Wachen Tiere eigentlich auf, bevor sie ausgeschlafen haben? Sind Meerkatzen schlaflos? Das kann man sich fragen.

Atirs Nächte interessierten den Schüler Charcot noch mehr als Hilaires Leichenöffnungen. Aber Atir dachte nicht daran, davon zu erzählen. So erregte Charcot sich an reichlich ungenauen Traumbildern von einem schwarzblauen Schatten zwischen milchweißen

Schenkeln. Später würde er daraus seine Lehre von der weiblichen Hysterie entwickeln. Die ihn wiederum zum Unbewussten führte. Als man ihn befragte, (die Geschehnisse sollten gründlich aufgeklärt werden und Charcot war schließlich Augenzeuge gewesen,) kam heraus, dass er nie etwas Handfestes beobachtet hatte. Die Gestalten, die weggingen, wenn er mit Hilaire in den *jardin* kam. Atir, der sich den Schlaf aus dem Haar kämmte, Andeutungen, die die Phantasie des Schülers erhitzt hatten. Mehr hatte er nicht zu berichten. Nur, dass Atir das Arabische und das Französische, vielleicht auch andere Sprachen, flüssig las und schrieb, obwohl er unbegreiflicherweise so tat, als sei er Analphabet, das konnte Charcot bezeugen. Und dass die Wärter sich untereinander *camarade* nannten. Ja, das auch.

In den Käfigen begannen die Tiere jetzt zu rufen und zu trompeten, zu schnarren und zu schnalzen, zu heulen und zu blöken. Noch lärmten sie ohne rechte Überzeugung. Als müssten sie erst ausprobieren, wie viel Töne die Morgenkühle trägt. In der Rotunde, dem palastartigen Gebäude, vor dem die drei auf ihrer eisernen Bank saßen, rührte sich nichts.

»Was verlangst du für deine Hilfe, Atir? Du kannst alles haben. Ich gebe dir alles. Wenigstens die Schatten will ich von dieser Welt behalten.«

Atir gab keine Antwort. Legte nur den Kopf zurück in den Nacken.

Der junge Charcot stand auf und ging zur Rotunde, in der es heute seltsam still blieb. Sonst stand sie doch um diese Zeit schon dort, den anmutigen Körper straff aufgerichtet. Genoss die tastenden, zudringlichen Blicke.

Charcot verstand nicht, warum es Hilaire in den Wahnsinn trieb, sie nicht mehr sehen zu können. Obwohl, was kümmert einen Schüler Anmut. Er erkennt sie ja nicht einmal dann, wenn sie ein Schild um den Hals trägt. Anmut ist eine Sache für das Alter. Hilaire war

zu diesem Zeitpunkt etwas über achtundsechzig Jahre. Seit seiner Niederlage gegen Cuvier vor zehn Jahren sah er sich als Greis. Als einen Greis ohne Würde. Aber die Liebe zu Zarafa war wichtiger als Würde. Füllte die Leere, die die Würde hinterlassen hatte.

»Atir! Einmal wenigstens, einmal gib Antwort!«, drängte Hilaire.

»In Sannar und den Dörfern ringsum«, sagte Atir, »gibt es genug Blindheit. Die Würmer bringen sie mit dem Blauen Nil. Wenn der Regen ausbleibt, kommen sie durch den trockenen Sand. Sie bohren sich durch die Haut und das Fleisch der Muskeln. Sie nehmen einen langen, schmerzhaften Weg. Bis sie in der Augenhöhle ankommen. Die alten Frauen, die so viel Blindheit gesehen haben, sagen, man muss sich an etwas erinnern, was einem Scham bereitet. Was man in sich hineingetan hat, damit man es vergisst. Man muss es herausgraben. Wie die Würmer, die man aus den Augenhöhlen gräbt. Man muss es von allen Seiten ansehen. Es abwaschen. Das hilft manchmal, sagen sie. Sehr selten. Wenn man sich wirklich reinwäscht, geht man vielleicht nicht ganz in die Dunkelheit. Aber es ist schwierig und gefährlich. Wenn man es nicht schafft, bleibt einem nur die Scham. In die Dunkelheit muss man trotzdem.«

»Wofür soll ich mich schämen?«, fragte Hilaire. Als könnte der Sudanese, der Tierwärter, ihm, dem einst berühmten Tierwissenschaftler Étienne Geoffroy Saint-Hilaire, einen Vorschlag machen, wofür er sich schämen könnte.

»Muss ich mich für meine Niederlage gegen Cuvier schämen?«

Die Niederlage gegen Cuvier. Das fiel ihm natürlich als Erstes ein.

Es kümmerte schon lange keinen mehr, soll der Ordnung halber hier aber doch erwähnt werden: Hilaires Niedergang hatte sich bereits vor zehn Jahren, mit dem Pariser Akademiestreit, abgezeichnet.

Die Jahre um 1830 waren eine schlechte Zeit für Hilaires Ideen über den Fortschritt in der Natur. In der Natur und überall. Aber hätte er damals deswegen den Mund halten sollen? Seine Nieder-

lage war ausgemacht, sobald er anfang zu reden. Sein Gegner, Professor Cuvier, – Georges Chrétien Dagobert Cuvier, auf so einen Namen musst du dir erst einmal etwas einbilden –, war vor zwei Zeitaltern sein Schüler gewesen. Inzwischen selbstverständlich Baron Cuvier. Und der Baron hatte sich, sozusagen unter der Hand, in ein Schwein verwandelt. Ein dummes Schwein, wenn man Hilaire gefragt hätte.

Ob die Natur sich weiterentwickelt oder ob sie stillsteht und fertig ist, ein für alle Mal, darum war es gegangen. Ob es einen einheitlichen Bauplan gibt, auf den alles Lebendige zurückgeht und je weiter die Entwicklung fortschreitet, desto stärker wird vom ursprünglichen Plan abgewichen, desto weniger ähneln die lebenden Dinge sich untereinander, wie Hilaire annahm. Oder ob die Natur aus genau jenen vier Klassen besteht, vier, keine mehr und keine weniger, in die Cuvier sie einzementiert. Cuvier war der Meinung, Gott habe alles so herrlich eingerichtet, dass es nichts mehr zu verbessern gebe.

Das also war die Frage. Das, und nicht irgendwelche griffelförmigen Zungenbeinfortsätze, von denen Cuvier, der Versteinerungsspezialist, natürlich mehr verstand als er, Hilaire. Cuvier hatte so getan, als ginge es um Zungenbeinfortsätze. Was Unsinn war, aber eben das Einzige, von dem der Baron etwas verstand. In Wirklichkeit ging es ja um die Idee der Entwicklung. Aber wer hätte Hilaire Gedanken über Höherentwicklung noch ernsthaft zugehört, wenn man ihn schon mit einem Zungenbeinfortsatz niederschlagen konnte?

Das Tierreich war vom Herrn Baron in vier Klassen eingeteilt, die durch unüberwindliche Mauern voneinander getrennt sind:

Zuoberst die Wirbeltiere, die Gott als fertige Wirbeltiere auf die Welt geschickt hatte, und die sich seit der Schöpfung bis zum jüngsten Tag nicht weiter verändern würden. Darunter sodann die Gliedertiere, also die Würmer und ihre Verwandten, auch sie, so-

lange die Bibel gilt, also in alle Ewigkeit, nur Würmer. Noch tiefer die Weichtiere und ganz zuunterst die Strahlentiere. In diesen vier Klassen erschöpfte sich das Lebendige. Was oben war, blieb oben, und was unten war, blieb unten. Eher ginge ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Plattwurm sich zu einer Giraffe entwickelte. Was den Baron anging, so hat Gott die Lebewesen zu Gefangenen ihrer Klasse gemacht. Ein Hottentotte bleibt ein Hottentotte, eine Kellerassel eine Kellerassel, ein Bauer ein Bauer und ein Herzog ein Herzog. Alles andere ist Gotteslästerung. Kein Wunder, dass so einer es bis zum Justizberater des Bourbonenkönigs und zum Pair von Frankreich bringt. Hat dieser Schwachkopf in meinem Unterricht eigentlich überhaupt nie zugehört, fragte Hilaire sich. Redet von Versteinerungen und meint Steuersätze.

»Das ist doch«, hatte Hilaire dem jungen Charcot immer wieder gepredigt, »überhaupt das Wichtigste: dass wir einander ähnlich sind. Wir müssen erst einmal ähnlich sein, damit wir uns zu Unähnlichen fortentwickeln können. Alle Geschöpfe der Natur, vom Flösselhecht bis zu Cuvier sind einander ähnlich. Der Flösselhecht ist meine Entdeckung, das fürs Protokoll. Und was einander ähnlich ist, ist miteinander verwandt, hat denselben Vorfahr. Auf die Empfindlichkeiten eines Herrn Cuvier, der sich für unverwechselbar und einzigartig hält, kann keine Rücksicht genommen werden.«

Man hatte über Hilaire im Akademiestreit gespottet. Der sieht wohl so schlecht, dass er ein Zungenbein nicht mehr von einer Mistgabel unterscheiden kann. Der redet besser nur noch mit seinen kleinen Freundinnen, den Wurzelmundquallen, während ernsthafte Wissenschaftler wie Cuvier ihre Schlüsse in zuverlässigen Stein meißeln. Hinter seinem Rücken hatte es geheißt: Hilaire, ach der! Eine Karikatur seiner selbst. Ganz aus der Zeit gefallen, der arme Kerl. Bald lachte man ihm ungeniert ins Gesicht. Dass er das alles nicht mehr so genau mit ansehen musste, war für Hilaire

eine Erleichterung gewesen. Sein Gehör war ohnehin wohltuend schlecht.

Viel war Hilaire nach diesem Streit nicht geblieben. Ein bisschen Erinnerung in kleiner Münze. Die ruhmreichen Tage, als er Napoleon nach Ägypten begleitete, oder Zarafa von Marseille nach Paris. Kein Geld. Ein leerer Labortisch im Institut, lange nicht mehr benutzt. Eine Wohnung mit drei kahlen Zimmern unweit des *jardin*, die er sich mit seinem Diener teilte. Sein Harnverhalt. Die Tage im *jardin du roi*, auf der Bank neben Atir, unter der Jacaranda. Und eben Zarafa, seine wunderschöne Zarafa. Die vor allem. Wenn Desmarres Recht hatte, Desmarres hatte immer Recht, würde er sie schon morgen nicht mehr sehen können.

So bindet der Zufall diese drei Menschen auf der Bank vor der Rotunde zusammen, knüpft aus ihren Lebensfäden, kurz bevor sie ihr ausgefranstes Ende erreichen (aber Charcots Faden war ja noch lang und glatt) einen festen Knoten. Hilaires hoffnungslose und fast blinde Liebe zu Zarafa hing jetzt zusammen mit den Plänen Atirs und seiner Kameraden, und diese mit der Neugier des Schülers Charcot. Und alles das war verschnürt mit der Leiche, deren Scham, eingelegt in einem mit Eau de Vie gefüllten Schauglas (Ausstellungsstück Nummer 33) seit zehn Jahren im Naturkundemuseum ausgestellt wurde. Das Wirkliche klingt manchmal weit hergeholt. Manches würde man beim Aufschreiben lieber weglassen, oder Gründe dazutun, sich Verbindungslinien ausdenken, die es wahrscheinlicher aussehen lassen. Die Vergangenheit verstehen heißt oft genug, Muster auch dort erkennen, wo es gar keine gab. Und vielleicht war es doch kein Zufall, sondern ein sudanesischer Zauber, der alles zusammenführte?

Über Atirs Pläne muss gesprochen werden.

Man hat später darüber gestritten, ob die Pläne Atirs und seiner Kameraden überhaupt als Pläne bezeichnet werden können. Ein

Plan braucht ja eine Struktur, einen Ausgangspunkt A, ein Ziel B, den Weg C, auf dem das Ziel erreicht werden soll. Atirs Pläne hatten keine Struktur. Sie hatten nur ein Ziel. Die Mittel, glaubte Atir, würden sich finden.

Es gab im *jardin* noch eine andere Welt. Sie lag, sagen wir, anderthalb Meter unter dem Rasen, den Gewächshäusern und den Käfigen der Meerkatzen, Panther und Bonobos. Es war die Welt der Wärter, der Kameraden. Zusammen mit den Tieren hatte man die Kameraden in den *jardin* geschafft, sie sollten den fremden Tieren Heimat vorspielen. Ein paar Säcke Sand, eine Dattelpalme und zwei Araber, die ein Kopftuch trugen, das wird reichen, um das Heimweh des Elefanten und des Nashorns zu lindern. Dazu die Gärtner, die den Buchsbaum zu Figuren schnitten, die Gehilfen, die mit dem Kot der wilden Tiere die Pflanzen düngten. (Keine einfache Aufgabe, verträgt sich die Gladiole mit dem Gepard? Und der Rosenbaum mit dem Elefantendung?) Mit den Jahren waren diese Unsichtbaren zu einem strunkigen Geflecht zusammengewachsen, auf dem der *jardin* nun ruhte. Nein, nicht ruhte. Denn sie waren nicht zuhause in diesem Leben, ewig unzufrieden, unruhig waren sie. Anders musste es werden. Sie dachten, dafür bräuchte es ein Fanal. Sie müssten ein Fanal entzünden in der toten, blassen Stadt Paris.

Angefangen hatte es damit, dass einer sich die Beutelratte gebakken hatte. In einen Mantel aus Lehm gewickelt und ins Feuer gelegt. Nicht so sehr aus Hunger, zu essen bekamen die Unsichtbaren genug. Vielleicht aus Heimweh oder weil er eine Pflicht gegenüber seinen Göttern erfüllen musste; es schien, er dürfe darüber nicht sprechen. Es war die letzte Beutelratte ihrer Art gewesen. Die französischen Oberaufseher im *jardin* hatten sich entsetzlich aufgeregt, obwohl die Besucher sich nie für die Beutelratte interessiert hatten. Eine Untersuchung wurde angeordnet, bei der nichts herauskam. Der Wärter,

der für die Beutelratte verantwortlich gewesen war, wurde entlassen. Man brauchte ihn ja auch nicht mehr. Er verschwand in den Straßen von Paris. Hinterher dachten sie, die kleine Beutelratte hatte kein richtiges Fanal abgegeben. Für ein Fanal müsste man ein größeres Tier backen. Andererseits waren die großen Tiere nicht ungefährlich. Es gab auch nicht genügend Lehm.

Die Unzufriedenheit der Kameraden wuchs, als man anfang, im *jardin* nicht nur wilde Tiere auszustellen, sondern zusätzlich wilde Menschen. Menschen wie die Wärter, manchmal mit den passenden Tieren, manchmal ohne. Die Menschen mussten zu den Tieren passen, und die Tiere zu den Pflanzen, so herum ging es im *jardin*.

Die Rotunde im Zentrum war der Platz, wo die schönsten, die wildesten, die absurdesten Wesen ausgestellt wurden. Solche, die es eigentlich gar nicht geben dürfte. Höchstens in den Albträumen der Franzosen. Eine Familie von Menschenfressern hatte ein paar Wochen lang ihr Leben hinter den Gittern der Rotunde gelebt. Keine Wand, kein Schirm. Sogar ihre Notdurft hatten sie vor aller Augen verrichten müssen. Ein Paar Ainus, beide so ausgiebig behaart, dass man nicht sicher war, ob hinter den Gittern nicht doch zwei Bären saßen. Zarah Baartman, die Hottentottenvenus. Alles, was das große Frankreich sich unterworfen hatte, dessen ungezähmte Wildheit es sich jetzt vor Augen führen lassen wollte. So kam es, dass auch die Unsichtbaren aus der Unterwelt des *jardin* auf einmal sichtbar wurden. Man begaffte diese Dunklen mit ihrer blauen Haut, in ihren Kopftüchern und Turbanen, verglich sie mit den rotärschigen Paviannen und den zutraulichen Bonobos.

Es war jedes Mal schwer vorherzusagen, welche Gefühle die exotischen Lebewesen auslösen würden. Mit Zarafa war es so gewesen: Die Menschen hatten Zarafa geliebt, wie toll geliebt, auch wenn sie ihnen jetzt gleichgültig geworden war. So war das eben, die Liebe ist eine kurze Sache. Vor Zarah Baartman hatten sie sich geekelt. Viel-

leicht war es der Ekel vor sich selbst, vor der dumpfen Begierde, die sie in ihnen weckte. Niemand hatte sich gewundert, dass diese Frau, als man das Gitter der Rotunde für sie aufschloss, hinausging auf die Straßen von Paris und ihren hässlichen Körper feilbot.

Ein Fanal wurde immer dringender. Sie würden keine Petitionen schreiben und keine Bittgänge abhalten. Wenn sie schon Wilde waren, dann würden sie sich auch so verhalten. Ein Fanal musste her. Ein paar machten ihrer Wut auf eigene Faust Luft. Sie saugten das Eau de Vie, in dem die missgebildeten Föten und die monströsen Körperteile eingelegt waren, aus den Schaugefäßen ab, ersetzten es durch Wasser und verkauften es an die armseligen Pariser Säufer. Die Naturwissenschaftler beschwerten sich, dass ihre Missbildungen in den Schaugläsern verschimmelten. Andere stahlen das Fett menschlicher Leichen, die in den Laboratorien obduziert wurden. Die Emaillierer schworen, vom Fett menschlicher Leichen bekäme die Emaille einen durchscheinenden Glanz. Sie zahlten gut dafür, aber irgendwie waren die Leichen ohne ihr Fett nicht mehr vollständig, manche meinten sogar: entehrt. Es gab Ärger und Unruhe. Ein richtiges Fanal kam dennoch nicht zustande.

Einer hatte damit angefangen, Zarafa zu vergiften. Jeden Tag eine kleine Portion Strychnin, damit es aussah, als litte sie unter einer chronischen Krankheit. Atir war dagegen. Er hatte einen besseren Plan. Einen, der ein echtes Fanal auslösen würde.

Die Kameraden warfen Atir vor, dass er mit Hilaire und dem jungen Charcot redete. Aber erstens redete er tagsüber fast nie. Zweitens gehörte es zu seinem Plan. Drittens und außerdem hatte er Mitleid mit Hilaire, der aus der Welt gefallen war, mit dem alten Mann und der närrischen, letzten Liebe seines Lebens.

Hilaire, der Atirs Mitleid nicht wahrnahm, kam nicht des Sudanesen wegen täglich in den *jardin*. Nicht wegen der eisernen Bank, der blassen Himmel oder der Jacaranda.